

Einleitung

Mark Häberlein / Christof Jeggle

Die Beiträge des vorliegenden Bandes sind das Ergebnis der zweiten Tagung des Irseer Arbeitskreises für vorindustrielle Wirtschafts- und Sozialgeschichte, der von den Herausgebern gemeinsam mit der Schwabenakademie Irsee im Jahr 2001 als Diskussionsforum für Forschungen über vorindustrielles Wirtschaften gegründet wurde. Die Wirtschaftsgeschichte vorindustrieller Gesellschaften ist in Deutschland zwar seit dem 19. Jahrhundert ein anerkanntes Forschungsfeld, durch ihre relative Eigenständigkeit innerhalb der Geschichtswissenschaften war und ist sie jedoch in vorherrschende Vorstellungen einer „allgemeinen Geschichte“ nur wenig integriert. Zudem sind, von vergleichsweise wenigen Ausnahmen abgesehen, viele deutsche wirtschafts- und sozialhistorische Darstellungen durch vorwiegend deskriptive „Nachrichten-“ und Datensammlungen und eher einfache Modelle linear-kausal verknüpfter Typologien und Topoi geprägt, die kaum neue Forschungsperspektiven eröffneten. Obwohl die Wirtschafts- und Sozialgeschichte kulturhistorische Fragestellungen häufig einbezogen hat, wurden neue Konzepte seit den 1980er Jahren nur in Einzelfällen in die Forschungspraxis aufgenommen. Grundsätzliche Schwierigkeiten, „die Wirtschaft“ nicht mehr als tendenziell abgeschlossenes Teilsystem der Gesellschaft zu sehen, dessen Prinzipien und Regeln in Anlehnung an die moderne Wirtschaftswissenschaft als zeitlos-universell gültig vorausgesetzt werden können, sowie die geringe Integration von Fragen des Wirtschaftens in dominante geschichtswissenschaftliche Diskurse führten dazu, dass bei der Hinwendung zu kulturwissenschaftlichen Perspektiven in den 1990er Jahren das Forschungsfeld kaum einbezogen wurde. Diese Abkoppelung sozial-, kultur- und geschlechtergeschichtlicher Fragestellungen von der Erforschung historischer Formen des Wirtschaftens in der deutschen Geschichtswissenschaft steht im Gegensatz zu Tendenzen in den angelsächsischen Ländern, in Italien, Frankreich und den Niederlanden, wo intensiv und kontrovers über Manifestationen „ökonomischer Kulturen“ bzw. über Konzepte von „Kulturen des Marktes“ diskutiert wird.

Daher strebt der Arbeitskreis an, das bemerkenswerte thematische Spektrum der gegenwärtigen sozialhistorischen Forschung mit Themen zu verknüpfen, die traditionellerweise als zur „Wirtschaft“ gehörig angesehen werden: so etwa die Aneignung und Umwandlung von Materialien, die Frage, welche Handlungszusammenhänge als „Arbeit“ bezeichnet wurden, die Distribution und der Austausch von Gegenständen, Märkte als Felder sozialer Interaktion, Geld als soziales Medium, Kredite als Sozialbeziehungen oder die Wahrnehmung von Wirtschaft als Systemzusammenhang. Diese Beziehungsstrukturen sind nach Überzeugung der Initiatoren nicht weniger wichtig als sozial, rechtlich, politisch, religiös oder geistig begründete und wären dementsprechend zu berücksichtigen. Um spezifische Ausprägungen vorindustriellen Wirtschaftens aufzuspüren, muss die alte Frage, welche Struktur einen sozialen Zusammenhang dominiert, durch Fragen nach dem Zusammenwirken verschiedener, auf konkrete Handlungskontexte bezogener Komponenten abgelöst werden. Ebenso ist der dichotome Gegensatz vormoderne vs. moderne Wirtschaft zu hinterfragen. Die Diskussionen über kulturwissenschaftliche und historisch-anthropologische Forschungsansätze bieten dazu vielfältige Perspektiven. Neben der Anwendung kulturwissenschaftlicher und mikrohistorischer Verfahren strebt der Arbeitskreis

die Rezeption und Diskussion neuerer Ansätze aus der Wirtschaftsethnologie, der Wirtschaftssoziologie sowie von Verfahren zur Analyse von Interaktionen vernetzter Akteure an. Durch die Geschlechterforschung steht die Wirtschaftsgeschichte vor neuen Herausforderungen, denn mit der Problematisierung von Wirtschaft als sozialem Handlungszusammenhang und der vermeintlich natürlichen Geschlechterkonstitution als sozialer Konstruktion sind neue Deutungsansätze möglich. Der Arbeitskreis möchte eine das gesamte Feld ökonomischer Praktiken und Verhaltensweisen einbeziehende Wirtschaftsgeschichte fördern, die nach der Anwendbarkeit methodischer und konzeptioneller Ansätze aus Geschichtswissenschaft, Ökonomie, Anthropologie, Kulturwissenschaften und anderen Nachbarwissenschaften auf Phänomene der vorindustriellen Zeit fragt und Theorie und Empirie in konkreten (mikro-)historischen Fallstudien miteinander verbindet.

Ein weiteres Anliegen ist, dem aus mangelnden Kontakten zwischen den jüngeren Fachvertreterinnen und Fachvertretern resultierenden Kommunikationsdefizit innerhalb des deutschsprachigen Nachwuchses der vorindustriellen Wirtschaftsgeschichte entgegenzuwirken.

Der Irseer Arbeitskreis für vorindustrielle Wirtschafts- und Sozialgeschichte veranstaltet einmal jährlich wissenschaftliche Tagungen in der Schwabenakademie Irsee. Um die Tätigkeit des Arbeitskreises zu fokussieren, ist jede Tagung einem Schwerpunktthema gewidmet. Die Beiträge werden jeweils durch Calls for Papers eingeworben. Nachdem sich die Gründungstagung mit „Minderheiten in der frühneuzeitlichen Wirtschaft“ beschäftigte, standen im März 2002 Fragen der gewerblichen Produktion und Arbeitsorganisation im Mittelpunkt.¹ Zehn der zwölf Beiträge zu dieser Tagung, deren Durchführung durch die finanzielle Förderung der Fritz Thyssen Stiftung wesentlich unterstützt wurde, können in diesem Sammelband in überarbeiteter Form präsentiert werden. Der Bereich des „Arbeitens“, hier verstanden als Handlungsfeld der Aneignung, Umwandlung und Verlagerung materieller Gegenstände, hat im Leben der meisten Menschen eine hervorragende Bedeutung, da er in der Regel der unmittelbaren Sicherung des Lebensunterhalts dient. Dennoch wird die „Praxis der Arbeit“ in der Geschichtswissenschaft insgesamt, aber auch in der historischen Handwerksforschung im Speziellen, nur am Rande berücksichtigt. Dabei legen nach Überzeugung der Herausgeber die Veränderungen der gegenwärtigen Arbeitsgesellschaft die verstärkte Beschäftigung mit vorindustriellen Produktionsformen besonders nahe.

Im Beitrag von *Christof Jeggle* liegt der Akzent auf systematischen Fragen der Forschungspraxis. Einen Ausgangspunkt seiner Überlegungen bildet die unterschiedliche Forschungslage hinsichtlich städtischer und ländlicher Gewerbe: Während im Fall der ländlichen Gewerbe die Protoindustrialisierungsdiskussion zahlreiche Forschungen anregte, verhartete die Forschung zu städtischen Gewerben in einer zunftzentrierten Perspektive und neigte zur Bestätigung etablierter Vorstellungen. Insgesamt liegen für die Gewerbegeschichte vergleichsweise wenige prägnante, von breiteren Kreisen geteilte Forschungspositionen vor. Dabei mangelt es weniger an Ideen als vielmehr an deren konsequenter Umsetzung. Vorgeschlagen wird daher beispielsweise eine stärkere Betonung des Produktionsprozesses

1 Seitdem beschäftigte sich der Arbeitskreis mit den Themen „Geld, Kredit und Markt“ (2003) und „Praktiken des Handels“ (2004). Das aktuelle Programm findet sich im Internet unter www.schwabenakademie.de; Calls for Papers, Tagungsprogramme sowie Tagungsberichte sind abrufbar im Archiv der Mailingliste H-Soz-u-Kult: <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de>; die Tagungsberichte auch unter www.ahf-muenchen.de.

entlang des Lebenszyklus' eines Gegenstandes von der Rohstoffgewinnung bis hin zu seiner letzten Verwertung. Daran anknüpfend können soziale Beziehungsnetze zwischen den an der Produktion beteiligten Personen hinsichtlich der Arbeitsteilung und Gruppenbildung, aber auch der Einbindung in andere gesellschaftliche Bereiche untersucht werden. Ziel der Analyse sind demnach nicht mehr substanzialistische Abstraktionen oder ganzheitliche Kulturmodelle, sondern das Ausloten strukturierter Handlungsoptionen.

In seinem Beitrag über „Wirtschaftsstandorte jenseits der Städte im Blickfeld der Mittelalterarchäologie“ weist *Michael Herdick* am Beispiel der Textil- und der Glasproduktion auf Möglichkeiten des Erkenntnisgewinns durch Einbeziehung archäologischer Funde in die gewerbehistorische Forschung hin. Er plädiert entschieden dafür, Formen mittelalterlicher Produktionsorganisation stärker in ihrer Eigenheit zu sehen und nicht an gegenwärtigen Maßstäben zu messen. Im Falle der Textilherstellung betont Herdick deren weite Verbreitung und frühzeitige Exportorientierung. Aus Grabfunden lässt sich zudem schließen, dass sie überwiegend als weibliche Tätigkeit anzusehen ist. Analysen von Grubenhäusern zeigten keine Spuren häuslichen Lebens; sie dürften ausschließlich als Werkstätten gedient haben. Bei der Glasherstellung sind direkte Transfers antiker Fertigkeiten nicht festzustellen; vielmehr weisen Gläser aus dem mediterranen und dem mitteleuropäischen Raum durch unterschiedliche Rohstoffe Qualitätsunterschiede hinsichtlich der Reinheit auf. Anhand von Bergbaurevieren verdeutlicht Herdick schließlich Zusammenhänge zwischen Burgen und Befestigungsbauten und den Produktionseinrichtungen. Befestigungen wurden unter anderem gezielt zum Schutz von wichtigen Produktionseinrichtungen errichtet. Insgesamt kann Herdick zeigen, dass es im Mittelalter vielfältigere und komplexere Formen der Produktionsorganisation gab, als häufig angenommen wird.

Anke Sczesny untersucht das Beziehungsgefüge von Gewerbestandorten im ostschwäbischen Textilrevier im 17. und 18. Jahrhundert. Statt von einer städtisch ausgerichteten Zentralperspektive auszugehen, schlägt sie vor, im Rahmen einer vergleichenden Betrachtung von Land, Markt und Stadt den Wechselwirkungen und Verflechtungen nachzuspüren. Im Gegensatz zum benachbarten Altbayern, wo sich deutliche Formen der Arbeitsteilung zwischen Stadt und Land feststellen lassen, waren diese in Schwaben zwischen den einzelnen Produktionsstandorten insbesondere bei Alltagsgegenständen weniger ausgeprägt. Um den Absatz auf städtischen Exportmärkten zu ermöglichen, betrieben Landhandwerker die Gründung von Zünften, was die Obrigkeiten sowohl aus fiskalischen Interessen als auch um der Integration der Handwerker in ihre Territorialverbände willen zuließen. In organisatorischer Hinsicht lassen sich unter den Landzünften sowohl gemischte Sammelzünfte als auch gebietsbezogene Fachzünfte feststellen. Die Landzünfte regulierten ihrerseits den Marktzugang, indem sie ihn auf Mitglieder beschränkten. Die Produktionsausweitung und -verlagerung von den Städten auf das Land war nicht nur ein quantitativer Vorgang, sondern auch ein qualitativer, denn die ländlichen Produzenten konnten erfolgreich mit den großen Reichsstädten konkurrieren und sich durch die Zünfte weiter professionalisieren. Ende des 18. Jahrhunderts lassen sich vielfältige Verflechtungen bei der Produktion von Leinen- und Baumwolltextilien feststellen. Die Städte blieben zwar Zentren gewerblicher Innovationen, doch wegen der flexiblen Marktstrukturen ließen sich städtische Monopole kaum noch durchsetzen.

Am Beispiel der Hochberger Weber im 18. Jahrhundert stellt *Michaela Schmölz-Häberlein* „Strukturen und Entwicklung eines regional organisierten Textilgewerbes am Oberrhein“ vor. Das baden-durlachische Oberamt Hochberg mit der Amtsstadt Emmendingen war über das oberrheinische Städtenetz in weiträumige kommerzielle Beziehungen

eingebunden. Die Weber wohnten hier überwiegend in Orten mit Anbau von Hanf, den sie sowohl selbst erzeugten als auch zukaufen. Die Hochberger Zunft zielte nicht auf eine quantitative Begrenzung der Weber – die Zahl der Mitglieder wuchs im Laufe des 18. Jahrhunderts von 35 bis 40 auf über 170 –, sondern stand allen qualifizierten Webern offen und sollte Ausbildung und Qualitätskontrolle sowie eine Begrenzung der Stuhlzahl gewährleisten. Die Weber arbeiteten sowohl im Kundenauftrag als auch für den Verkauf auf dem Markt. Die Kaufweberei begründete Kreditbeziehungen mit Kaufleuten, jedoch keine Abhängigkeitsverhältnisse. Verbreitet waren Kombinationen unterschiedlicher Tätigkeiten in der Landwirtschaft, in kommunalen Diensten und in der Weberei. Die kleinteiligen Herrschaftsverhältnisse führten überdies zu grenzüberschreitenden Auftragsvergaben, die territorialen Grenzen wurden bei gerichtlichen Klagen mitunter taktisch instrumentalisiert. Die handwerklichen Fertigkeiten von Frauen versuchte die Obrigkeit durch Strick-, Spinn- und Nähschulen fördern. In einer vom Unternehmer Samuel Vogel betriebenen Spinnmanufaktur sollten in Emmendingen seit den 1770er Jahren bis zu 60 Kinder durch Spinnen zu „nützlichen“ Menschen erzogen werden – eine Vorstellung, die auch auf Juden übertragen wurde.

Dietrich Ebelings Studie über die „Entstehungs- und Existenzbedingungen regionaler Arbeitsmärkte im Übergang von der Protoindustrie zur frühen Fabrikindustrie“ präsentiert Ergebnisse eines größeren Forschungsprojekts zur Feintuchindustrie im Aachener Raum um 1800. Ausgehend von Ansätzen und Modellen der Protoindustrialisierungsforschung werden die räumliche Struktur des Arbeitsmarktes und die damit zusammenhängende Bildung eines komplexen dezentralen Betriebssystems in Abhängigkeit von naturräumlichen, wirtschaftlichen und politisch-institutionellen Gegebenheiten untersucht. Wegen der hohen Kosten für zentrale Betriebsstätten wurden die meisten Arbeitskräfte – mit Ausnahme der für die Tuchqualität entscheidenden Scherereibetriebe – durch zum Teil mehrstufige Verlagsbeziehungen organisiert. Die stark von Lohnarbeit geprägten Produzentenhaushalte passten sich auf vielfältige Weise – bis hin zum räumlichen Pendeln – dem Arbeitsangebot an. Entgegen bisheriger Ansichten waren die Aachener Gewerbe in die Feintuchindustrie integriert und nahmen an deren Aufschwung teil. Die vielfach kritisierten Zünfte blieben für die Qualifizierung der Arbeitskräfte wichtig. Nach der Liberalisierung durch die französische Gewerbegesetzgebung und der Aufhebung der Zünfte wurden Arbeitsbeziehungen auf Grundlage der Vertragsfreiheit vereinbart. Zur Kontrolle der Arbeitskräfte wurden Arbeitsbücher eingeführt. Die als Verleger tätigen Kaufleute indessen verstanden sich zunehmend als Fabrikanten.

Der Etablierung des optischen Handwerks in Augsburg im 17. Jahrhundert widmet sich die Studie von *Inge Keil*. Im Mittelpunkt steht der Optiker Johann Wiesel (1583–1662), der um 1620 aus der Pfalz nach Augsburg kam und dort die erste optische Werkstatt nach Erfindung von Teleskop und Mikroskop begründete. Nach einem Überblick über die Werkstoffe und ihre Bezugsquellen stellt Keil verschiedene von Wiesel hergestellte, weiterentwickelte oder erfundene Geräte vor. Trotz vielfältiger, durch den Dreißigjährigen Krieg bedingter Schwierigkeiten konnte Wiesel ein florierendes Geschäft aufbauen. Insbesondere Fürstenhöfe und Gelehrte in Mittel- und Nordeuropa interessierten sich für seine Geräte. Wiesel war daher in ein dichtes europaweites Beziehungsnetz eingebunden. Er organisierte den Vertrieb mit Produktverzeichnissen und brachte Vermarktungsstrategien wie Briefe und deutlich sichtbare Produktsignaturen zum Einsatz. Ein Teil der Ware wurde durch Agenten vertrieben. Sein Schwiegersohn und Nachfolger Daniel Depiere brachte 1674 den ersten gedruckten Produktkatalog heraus. Als Hersteller hoch speziali-

sierter Produkte hatte Wiesel in Augsburg nur einzelne Nachfolger; Massenware, wie zum Beispiel einfache Brillen, wurde von Nürnberg und Regensburg aus durch Wanderhandel vertrieben.

In ihrem Beitrag zur Frauenarbeit im Augsburger Zunft Handwerk des 18. Jahrhunderts wendet sich *Christine Werkstetter* gegen die in der Forschung verbreitete Vorstellung, Frauen seien seit Beginn der Neuzeit aus der handwerklichen Arbeit gedrängt worden. Wie ihre exemplarische Untersuchung einiger Augsburger Handwerke zeigt, waren Frauen an der Produktion und Distribution gewerblicher Erzeugnisse in vielfältiger Weise beteiligt. Werkstetter plädiert für eine nicht-hierarchische Betrachtung der einzelnen Arbeitsprozesse, da sämtliche Arbeitsschritte zur Fertigstellung wichtig waren und so genannte „Hilfsleistungen“ von Frauen damit als unverzichtbare Beiträge zu werten sind. Zudem fühlten sich Frauen mit dem Handwerk verbunden und betrachteten es als ihren Besitz. Witwen hatten je nach Handwerk unterschiedlich geregelte Fortführungsrechte, die sie auch in Anspruch nahmen. Auch waren die im Handwerk sehr unterschiedlichen Vermögenslagen nicht geschlechtsspezifisch verteilt. Gravierende Einschränkungen resultierten hingegen aus der fehlenden formalen Ausbildung der Frauen. Als formal ungelernete Arbeitskräfte konnten sie nicht als Lohnesellen arbeiten oder selbst ausbilden. Meistertöchter erhielten häufiger eine zwar informelle, aber dennoch sorgfältige Ausbildung und brachten mitunter Handwerksgerechtigkeit und Werkstatt in die Ehe ein.

Der Aufsatz von *Philip R. Hoffmann* über das Phänomen der Bönhaserei resümiert zunächst die Interpretationen und Bewertungen dieser Form außerzünftiger Arbeit in der gewerbehistorischen Forschung. Hoffmann kann zeigen, dass sich die normativrechtliche Perspektive der älteren Forschung, aus der die Bönhaserei als Symptom des „Niedergangs“ der Zünfte gedeutet wurde, als ausgesprochen zählebig erwiesen hat. Erst in den letzten Jahren haben neuere Arbeiten auf erhebliche regionale und branchenspezifische Unterschiede hinsichtlich des Stellenwerts der auch als „Pfuscheri“ oder „Störerei“ bezeichneten nichtzünftigen Formen gewerblicher Arbeit hingewiesen. Vor allem aber wird zunehmend deutlich, dass diese Bezeichnungen situationsabhängig gebraucht wurden und ihre Bewertung zwischen historischen Akteuren durchaus umstritten war. Daher verdient Hoffmann zufolge die kulturelle Dimension des Phänomens, also die Wahrnehmungen und Deutungsmuster der Bönhaserei, besondere Aufmerksamkeit. Im zweiten Teil seines Beitrags exemplifiziert Hoffmann diesen kulturwissenschaftlichen Ansatz, indem er die Bewertungen der Bönhaserei im Lübeck des 16. und 17. Jahrhunderts nachzeichnet. Dabei zeigt sich, dass Veränderungen in der Wahrnehmung der nichtzünftigen Arbeit mit wirtschaftlichen Konjunkturen und politischen Entwicklungen korrespondierten. Anhand eines konkreten Streitfalls zwischen dem Schneideramt und dem Lübecker Rat über die Zulässigkeit der Verfolgung von Bönhasen werden divergierende Normvorstellungen rekonstruiert.

Mit dem Phänomen zünftiger Eliten im 18. Jahrhundert befasst sich *Thomas Buchner* am Beispiel von Zünften in Amsterdam und Wien. Dienten Amsterdamer Zünfte in erster Linie der Gewerbeaufsicht, umfasste ihre Kontrollfunktion in Wien vielfältige Bereiche des alltäglichen Lebens, da der Hof und die städtische Obrigkeit hier besonders am moralischen Lebenswandel der Bürger interessiert waren. Anhand der Goldschmiedezünfte beider Städte untersucht Buchner die Frage, wie sich diese Vermittlungsfunktionen auf die zünftige Führungsbildung auswirkten. In Amsterdam wählte der Rat aus Vorschlägen des amtierenden Vorstandes dessen Nachfolger. Dabei lässt sich eine abnehmende Fluktuation im Vorstand feststellen, der sich damit tendenziell abschloss und Neulingen kaum eine

Chance ließ. Diese Oligarchisierung kam dem Interesse der Obrigkeit an Kontinuität entgegen. Die Goldschmiedezunftvorsteher betrieben ihrerseits durch große Geschenke informelle Beeinflussung der Obrigkeiten. In Wien hingegen bestimmten die Mitglieder bei der Bestellung des Vorstandes mit, was eine zunehmende Fluktuation und Öffnung zur Folge hatte. Bei den Amsterdamer Metzgern schließlich, die wegen der großen Bedeutung der Fleischverarbeitung strenger Kontrolle unterlagen, versuchte die städtische Obrigkeit Oligarchisierungstendenzen zu dämpfen. Insgesamt wurden Amsterdamer Zunftvorsteher als Teil der Obrigkeit gesehen, und Mitglieder verfassten individuelle Bittschriften, die auf die Korrektur der Politik ihrer Zunft abzielten. In Wien hingegen fand die gewerbliche Interessenvertretung primär durch die Zünfte statt und wurde zunftintern durchgesetzt.

Im abschließenden Beitrag von *Robert Brandt* über „Autonomie und Schutz der ‚Nahrung‘, Bürgerrecht und Judenfeindschaft“ im Frankfurter Innungshandwerk des frühen 18. Jahrhunderts stehen nochmals Konflikte im Mittelpunkt. Der Frankfurter Verfassungsstreit der Jahre 1705–1732 war Brandt zufolge durch vielfältige Konfliktlinien geprägt: Wohlhabende Meister standen gegen ärmere Kollegen, christliche gegen jüdische Gewerbetreibende und Bürger gegen den Stadtadel. Im Rahmen der letzteren Konfliktkonstellation erhielten die opponierenden Bürger Unterstützung durch Kaiser und Reichshofrat und konnten einige Erfolge erzielen. 1713 entstand eine neue bürgerliche Opposition, die sich für die Erweiterung der Rechte der bürgerlichen Handwerker einsetzte. Ihr Ziel war unter anderem, mittels des Bürgerrechts Zugangsrestriktionen gegen wirtschaftlich erfolgreiche Einwanderer und Angehörige religiöser Minderheiten zu erwirken. Betroffen waren Calvinisten, italienische (katholische) Kauflleute und Juden. Die Frage des „Nahrungsschutzes“ wurde Gegenstand von Gerichtsprozessen, in denen besonders das Problem der „Störerei“ hervorgehoben wurde. Brandt kommt zu dem Ergebnis, dass die Leitbegriffe „Nahrung“ und „Markt“ in der Praxis politischer Auseinandersetzungen im frühneuzeitlichen Frankfurt „nicht immer als Gegensatz verhandelt“ wurden, sondern auch „komplementär genutzt werden“ konnten.

Insgesamt sind die Beiträge dieses Bandes durch das 18. Jahrhundert als zeitlichem Schwerpunkt aktueller gewerbehistorischer Arbeiten im deutschsprachigen Raum sowie durch die Präferenz der meisten jüngeren Forscherinnen und Forscher für strukturge-schichtliche Zugangsweisen geprägt. Darüber hinaus machen sie aber auch deutlich, dass das Thema vielfältige Perspektiven eröffnet und auch künftig ein lohnendes Forschungsfeld darstellt. Dies gilt etwa für die Konzeptionalisierung von Produktionsbeziehungen als Sozialbeziehungen, für die Anwendung regionaler, raumbezogener Forschungskonzepte, für die Integration geschlechtergeschichtlicher Ansätze sowie für die Bewertung des Verhältnisses von gewerblichen Produzenten und politisch-sozialen Ordnungsvorstellungen. Somit gibt dieser Sammelband Einblick in eine lebendige Forschungslandschaft, in der zentrale Problembereiche allerdings nach wie vor einer eingehenden Erörterung bedürfen.